Der Falkner

ZEITSCHRIFT DES ÖSTERREICHISCHEN FALKNERBUNDES

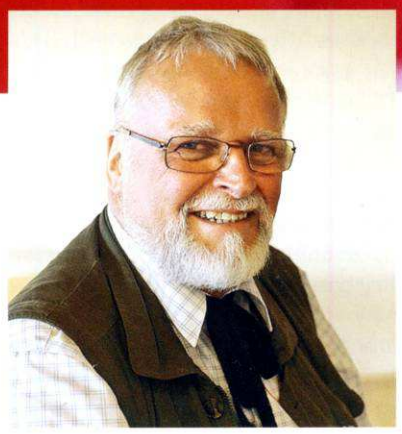
Juli 2020

70 Jahre Österreichischer Falknerbund

www.falknerbund.com

Zum Geleit: Quo vadis, ars venandi cum avibus?

Von Ass. Prof. i. R. DI Dr. Johannes Dieberger,
Vorsitzender im Forum Lebendige Jagdkultur e.V.



Vor 70 Jahren wurde der österreichische Falknerbund gegründet. Siebzig Jahre entsprechen heute etwa der durchschnittlichen Dauer eines Menschenlebens, ein beachtlich langer Zeit-abschnitt. Wenn wir jedoch in die Jagdgeschichte oder auch in die viel kürzere Geschichte der Beizjagd blicken, sehen wir, dass früher die – mitunter umfangreichen – Änderungen und Weiterentwicklungen der Jagdtechniken, der Ausrüstung, aber auch der Einstellung der handelnden Personen sehr langsam erfolgten, und dies auch nur, wenn die äußeren Bedingungen dies erforderten. Ohne deutlichen Wandel des Klimas, der Umwelt und des Lebensraumes, später auch der politischen und rechtlichen Rahmenbedingungen und ähnlichem mehr hatten die Menschen kaum Bedarf, das Erscheinungsbild des Weidwerks zu verändern. Der zweite Weltkrieg wurde vor mehr als 70 Jahren beendet, seit damals gab es keine revolutionären Veränderungen, aber dennoch haben sich das Weidwerk, die Falknerei und ganz besonders die Lebensräume und damit die Wildpopulationen entscheidend gewandelt. Ich möchte einen kurzen Blick auf die historische Entwicklung der Jagd, insbesondere der Beizjagd werfen und einzelne Punkte herausgreifen, obwohl ich weiß, dass die meisten „modernen" Menschen sich für die Jagdgeschichte nicht im geringsten interessieren und daher darüber herzlich wenig wissen. Aber alle Jäger und Falkner merken sehr wohl, dass die Ablehnung von Weidwerk und Falknerei durch jagdferne Mitmenschen und Interessensgruppen ständig zunimmt, und da sollten wir uns doch fragen, woher kommt die Kunst mit Vögeln zu jagen und wo soll sie hinführen?

Die kultivierte Form der Beizjagd wurde vorerst nur mit dem Habicht ausgeführt, in Zentralasien kam bald die Jagd mit dem Adler dazu. Erst an der Wende von der Antike zum Mittelalter erfanden die Araber, die damals zu einer Weltmacht aufstiegen, die Jagd mit Falken, den hohen Flug und die Falkenhaube. Von dort kam die Kunst, mit Falken zu jagen in das romanisch-sprachige Süd- und Westeuropa, woran auch Kaiser Friedrich II. großen Anteil hatte. Bis zum Ende der Renaissance beizte man von England über das deutschsprachige Mitteleuropa, Zentralasien bis Japan weiterhin fast nur mit Faustvögeln, abgesehen vielleicht von ein-zelnen europäischen hochadeligen Herrschern, die auch Falken flogen. Für die Adeligen des Mittelalters waren die Beizjagd, die Laufjagd auf den Rothirsch und die Bejagung (aber nicht Bekämpfung) des großen Raubwildes wesentliche Bestandteile des höfischen Lebens.

Aus der Literatur wie z. B. der sogenannten „Jüngeren Deutschen Habichtslehre" wissen wir, dass die Beizjagd im Mittelalter oft sehr erfolgreich durchgeführt wur-

de. Der anonyme Autor empfahl, an einem Tag mit einem Habicht nur etwa vier bis fünf große Vögel zu fangen, in erster Linie dachte er dabei an Kraniche und Gänse. Er berichtete aber auch von einem Mann, der mit seinem Beizvogel an einem Tag 13 Kraniche und 6 Gänse erbeuten konnte, was aus der Sicht des Berichterstatters „doch nicht loblichen noch waidenlichen" war. Damit sprach er die Weidgerechtigkeit an, die auch damals schon für die Beizjäger zur Orientierung diente. Einerseits befürchtete der Autor wohl, dass der Habicht überfordert werden könnte, auf der anderen Seite konnte auch ein Haushalt mit mehreren Personen, dem ja noch kein Kühlschrank zur Verfügung stand, wohl kaum in kurzer Zeit 13 Kraniche und 6 Gänse verspeisen. Denn an den nächsten Tagen zogen die Jäger mit ihren Beizvögeln wieder ins Jagdgebiet und brachten weitere Beute heim.

Weniger Sorgen bereiteten solche Jagden durch die Reduktion des Wasserwildes, weil es davon in den zahlreichen Feuchtgebieten für uns heutige Jäger fast unvorstellbare Mengen gab. Andernfalls hätte der angeführte Falkner mit nur einem Habicht wohl kaum 19 Großvögel an einem Tag fangen können. Dazu kommt noch, dass die Wildtiere damals kaum einem Jagddruck ausgesetzt waren, eine Situation, die etwa bis zur Revolution von 1848 anhielt, und auch das erscheint uns heutigen Jägern kaum vorstellbar.

Codex Manesse Mittelalter

Die Ritterschaft des Mittelalters schätzte nur kunstvolle Formen des Weidwerks, dabei spielten auch Traditionen sowie die Lehren der katholischen Kirche mit ihrem Blick auf das kommende Jenseits eine große Rolle. Die einfachen, aber effizienten Jagdmethoden der Bauern und Bürger wurden von den Adeligen nur als Handwerk angesehen. In der Renaissance dagegen war der Blick vorrangig auf das Diesseits gerichtet und man dachte und handelte sehr ökonomisch. Dadurch gingen in Mitteleuropa die Interessen an weniger effizienten Jagdmethoden, wie Falknerei und Laufjagd, weitgehend zurück, dafür erfand man mit dem Eingestellten Jagen eine zwar aufwendige, aber sehr ertragreiche Form des Weidwerks. Im Mittelalter und in der Renaissance war es sowohl für die höfischen Jäger als auch für Bauernjäger nicht denkbar, also ethisch nicht vertretbar, Wildtiere auf der Jagd zu erlegen, ohne sie dann zu essen, zu verfüttern oder sonst wie einer vernünftigen Nutzung zuzuführen. Schon in der Steinzeit hatten die Jäger ähnlich gedacht, im Altertum war das teilweise anders. Trotz vieler anderer Interessen wie Training für den Krieg, sportliche Ertüchtigung, jagdkulturelle Inszenierung war die Jagd bis zum Barock noch immer eine aneignende Nutzung von Wildtieren.

Gegen Ende der Renaissance führte die sogenannte „kleine Eiszeit", das war eine kühle und feuchte Klimaphase, zu Missernten und Hungersnöten, dazu kamen noch religiöse Konflikte und Hexenverfolgungen. Während des folgenden 30-jährigen Krieges (1618–1648) dachte wohl kaum wer an aufwendige Gesellschaftsjagden oder an die kultivierte Beizjagd, man hatte eher Sorge ums nackte Überleben. In manchen Bereichen des Deutschen Reiches war die Bevölkerung auf ein Drittel der vormaligen Größe zurückgegangen. Hatte man sich in der Renaissance vom Diktat der katholischen Kirche abgewandt und sich mehr auf die Werte der Antike besonnen, veranlassten die überstandenen Schrecken des 30-jährigen Krieges bzw. der Türkenkriege die Menschen im Barock, wieder vermehrt an das Jenseits, an das Leben danach zu denken. Aber davor strebte man nach Spaß und nach einem unbeschwerten irdischen Leben. Das erinnert uns an die Gegenwart, in der die meisten unserer Zeitgenossen – auch nach einem schrecklichen Krieg und einem kurzen

Wiederaufbau – in einer Spaßgesellschaft leben und ständig unterhalten werden wollen. Dabei haben heute die meisten von uns die Gedanken an einen verantwortungsbewussten Umgang mit der Schöpfung beziehungsweise an das Jenseits schon ganz verdrängt. Im Barock konnten sich so ein fröhliches, spaßerfülltes Leben natürlich nur die Adeligen und deren Gefolge leisten, die ökonomische Basis dafür erarbeiteten unzählige Leibeigene. Die Bürger und die Bauern dagegen hatten für Spaß kaum Zeit oder Vermögen, sie waren mit dem Kampf ums tägliche Überleben ausgelastet.

Damals begann auch die Aufklärungszeit, in der alle den Fortschritt behindernden Strukturen überwunden werden sollten. Nun gaben Vernunft und Naturwissenschaften den Ton an, überlieferte Mythen galten als überflüssige Fantasieprodukte. Ein Vordenker der Aufklärung war der Philosoph, Naturwissenschaftler und gläubige Christ René Descartes (1596–1650). Er war überzeugt, dass nur der Mensch eine unsterbliche Seele hat, nicht aber das Tier. Den Körper von Mensch und Tier verstand er als einen mechanisch funktionierenden Apparat, erst durch die unsterbliche Seele wurden wir Menschen zu lebenden, denkenden und fühlenden Geschöpfen. Tiere dagegen waren bloß gefühllose Maschinen, diese Ansicht unterstützte auch die katholische Kirche. Das war wohl die Grundlage dafür, dass das höfische Weidwerk, die Jagd der Adeligen im Barock so sehr entarten konnte. Die vorerst vernünftigen Eingestellten Jagden wurde zu aufwendigen Festjagden, Hauptjagden, Deutsche Jagden und derglei-chen umgestaltet, bei denen große Mengen von Schalenwild und andere Wildarten zum Gaudium der höfischen Gesellschaft auf kunstvolle Weise abgeschlachtet wurden. Das früher so sehr geschätzte Raubwild war für solche Events nicht geeignet, weil dessen Populationen zu gering waren. Aus jagdpolitischen Gründen hatte man es nun geächtet, und man bezahlte den Berufsjägern für den Fang und den Abschuss dieser Arten Prämien. Damit wollten die adeligen Jagdherren den unterdrückten Bauern und Bürgern ihre Sorge für deren Wohlergehen beweisen. Einen großen Teil dieser „Bestien" mussten die Jäger nun lebend fangen, denn diese Tiere wurden zur Unterhaltung der höfischen Gesellschaft beim Fuchsprellen „verwertet". Bei diesem Spaß durften oder mussten die Untertanen zusehen.

Im Barock hat man also die karnivoren Arten aus jagdpolitischen Gründen geächtet, sie wurden nun nicht mehr bejagt, sondern bekämpft, und so ist es größtenteils bis heute geblieben. Lediglich bei den Fischen blieb die frühere Wertschätzung erhalten, denn Raubfische gelten heute noch als „Edelfische". Damals schützten die Jagdherren lediglich Greifvögel, sofern sie selbst an Beizvögeln interessiert waren oder durch den Verkauf lebender Tiere einen Ertrag erhofften. Die Vertreter der bürgerlichen Jagdkultur aber ließen ab der Mitte des 19. Jahrhunderts bloß einige Exemplare des erlegten Raubwildes ausstopfen, manche Bälge des Haarraubwildes wurden verwertet, den Rest hat man nur entsorgt. Bei den großen Gesellschaftjagden ging es vorwiegend um Spaß und Unterhaltung. Man versuchte natürlich das erlegte Schalenwild zu verkaufen bzw. an verdiente Untertanen – an Geistliche, Offiziere, Hofbeamte – zu verschenken, dennoch blieb oft ein großer Teil der Strecke übrig. Als Beispiel darf ich die berühmten Ozoraer Hauptjagden des Fürsten Nikolaus II. von Esterhazy anführen, bei denen jeweils etwa 1.000 Stück Rotwild, Damwild, Schwarzwild und dergleichen anfielen. Ein kleiner Teil des erlegten Wildes verschenkte man an Bedienstete und Untertanen, den überwiegenden Rest mussten die Berufsjäger – während der Jagdherr und seine Jagdgäste beim festlichen Schüsseltrieb saßen – in großen Gruben vergraben. Auch das waren keine aneignende Nutzungen freilebender Wildtiere mehr, also keine Jagden gemäß Definition.

Aber auch die Falknerei, die nun an manchen Fürstenhöfen wieder besonders geschätzt wurde und zu einer neuen Blüte gelangte, entartete zu dieser Zeit. Es gab in vielen Bereichen wohl nicht mehr so viele Kraniche wie im Mittelalter. Daher wurde nun die Reiherbeize zur königlichen Form der Beizjagd. Valkenswaard in den Niederlanden war zu einem Zentrum für Berufsfalkner geworden und alle vermögenden Fürstenhöfe Europas, von England bis nach Russland, beriefen von dort Spezialisten zur Organisation und

Friedrich II

Durchführung ihrer Falkenjagden. Als Beispiel darf ich den Kölner Kurfürsten Clemens August (1700–1761) anführen, der ein besonderer Liebhaber der Parforcejagd und der Falknerei war. Dieser kultivierte Wittelsbacher war mehrfacher Bischof und Kirchenfürst, Hochmeister des Deutschen Ordens und Bruder von Kaiser Karl VII., trotz vieler Einnahmequellen lebte er weit über seine finanziellen Verhältnisse. Die ebene Landschaft zwischen Brühl und den Rheinauen nutzte er gerne für die Falknerei, insbesondere für die Reiherbeize. In der Brutzeit ließ der Kurfürst die Horstbereiche der Reiher vor Störungen schützen, auch Nistmaterial wurde ausgelegt. Die Reiherbeize fand meist noch vor der Parforcejagdsaison, also während der Horstperiode dieses Wildes, in sehr kultivierter Form, statt. Dabei versuchte Clemens August immer den Beizfalken abzunehmen, bevor dieser den Reiher durch Nackenbiss töten konnte. Zu den pompösen Reihertafeln wurden nur junge Reiher als Speise zubereitet. Viele geschlagene Vögel bekamen „zur Erinnerung" einen Ring und wurden wieder freigelassen, da zu dieser Zeit kein Mensch mehr einen alten und bereits beringten Reiher essen wollte. Damit wurde auch das Brutergebnis dieses nur für die Beizjagd beliebten Wildes nicht gestört. Der Kurfürst war ganz stolz, als er einmal einen Reiher beizen konnte, der bereits fünf Ringe aus den Vorjahren trug.

Die Falknerei des Clemens August war wohl eine jagdkulturelle Spitzenleistung, aber doch eine Entartung und keine Jagd

gemäß Definition, denn dies war keine aneignende Nutzung freilebender Wildtiere mehr. Dieser fürstliche Spaß ist gut vergleichbar mit dem heute mancherorts sehr beliebten Preisfischen: Da werden von mehreren Teilnehmern aus einem Teich Fische mit der Angel gefangen, gemessen und wieder ins Wasser geworfen. Wer den größten Fisch fängt ist Sieger der Veranstaltung. Auch das ist keine aneignende Nutzung von Fischen und könnte ebenso wie die Reiherbeize des Clemens August von Tierschützern als Tierquälerei klassifiziert werden. Ein anderes Beispiel für solche Entartungen sind die „Hirschjagden" der Habsburger in Ungarn zum Ende des Barock: Wenn der Hirsch – nach einer längeren Fluchtstrecke – sich der Meute stellte (= Halali sur pied) wurde dieser nicht abgefangen, sondern lebend eingefangen, zur Erholung in ein Wildgatter gebracht, und bei anderen Gelegenheiten mehrmals wieder parforce gejagt. Auch das war keine Nutzung eines Wildtieres mehr, sondern eine entartete Form der kultivierten Parforcejagd, eine Tierquälerei, nur zum Spaß der höfischen Gesellschaft. Wenn wir heute in unseren naturfernen und wildarmen Revieren Rebhühner und Fasane freilassen, um sie nach einiger Zeit mit unseren Beizvögeln zu bejagen, so ist auch das ein entartetes Unterfangen, aber keine Jagd, denn wir könnten diesen Tieren ja auch schon den Kragen umdrehen, bevor wir sie freilassen, um sie zu nutzen. Zur Zeit von Barock und Rokoko gab es also eine Reihe von jagdlichen Entartungen, dennoch wird diese Epoche heute, aus welchen Gründen auch immer, als das „Goldene Zeitalter der Jagd" angesehen. Und diese negative Entwicklung des Weidwerks setzte sich bis in die Gegenwart fort.

Maria Theresia und ihr Sohn Josef II. waren keine großen Freunde der Jagd oder gar der Falknerei, sie förderten lieber die Landwirtschaft und befreiten die Bauern etwas von den jagdrechtlichen Unterdrückungen. Die großen Aufwendungen für höfische Jagden wurden im ganzen Reich zurück genommen und die bessere Technik der Schusswaffen erlaubte es nun, Niederwild, auch streichendes Flugwild, mit der Flinte zu erlegen. Der kaiserliche Fal-kenhof in Laxenburg wurde geschlossen und in Europa überlebte die Beizjagd im 19. Jahrhundert nur in England und in

Gerfalke

den Niederlanden. Nach der Revolution von 1848 änderte sich viel am ganzen Weidwerk, das Jagdrecht wurde wieder an das Grundeigentum gebunden und war damit kein eigenständiges Recht mehr. Auf den großen Liegenschaften der Adeligen änderte sich nicht sehr viel, dort gab es weiterhin kultivierte Gesellschaftsjagden. Aber nun konnten Bürgerliche und Bauern auch zu Jagdherren werden, entweder als Eigenjagdberechtigte oder als Pächter von Genossenschaftsjagden. Für jagende Landwirte stand einerseits die Nutzung des Wildes im Vordergrund, andererseits wollten sie sicherstellen, dass es nie wieder zu massiven Wildschäden kommen könnte. Kleine Bürgerliche freuten sich – wohl meist als Gäste – mit anderen jagen zu gehen und dann einen selbst erlegten Sonntagsbraten heim zu bringen. Wohlhabende Unternehmer, Fabrikanten, Handelsherrn, Bankiers und dergleichen, im Volksmund als Geldadel oder Neureiche bezeichnet, hatten meist keine Erfah-rungen mit dem Weidwerk, aber sie kauften nun ganze Eigenjagden oder mehrere kleine Landwirtschaften oder sie pachteten Eigenjagdreviere, um selbst Jagdherren zu werden. Damit versuchten sie mit der vornehmen Gesellschaft der Adeligen gleichzuziehen. Doch sie beschäftigten selten Berufsjäger, lieber ließen sie ihre Jagdgebiete von ihren Angestellten oder Arbeitern verwalten, weil sie keine Jagdhelfer wollten, die von der Jagd mehr verstanden, als sie selbst.

Nun ging einiges von der Jagdkultur verloren und die neuen Jagdherren schufen gemeinsam mit einigen Jagdschriftstellern die sogenannte „Bürgerliche Jagdkultur". Unternehmer waren es gewohnt, durch neue Techniken und neue Geschäftsmodelle den Gewinn ihres Unternehmens zu steigern, ähnlich wollten sie nun ihre Jagden aufwerten. Eine Falkenbeize wäre für solche Jagdherren zu wenig ökonomisch und daher undenkbar gewesen, lieber investierten sie in neue „Hegemodelle": Ansiedlungen von Hasen, Fasanen, Rebhühnern, aber auch von exotischen Arten, Wild aus fremden Provenienzen zur Blutauffrischung, Kurzhaltung bis Ausrottung des Raubwildes, Wildfütterungen sowie den unseligen Wahlabschuss und dergleichen mehr. Das war Hege nach landwirtschaftlichen Methoden, da die Wissenschaft noch keine vernünftigen Alternativen aufgezeigt hatte und solche Aktionen wurden sogar als ange-wandter Naturschutz angesehen. Dazu kam noch die Bewertung von Trophäen auf sogenannten „Trophäenkonkurrenzausstellungen" und eine daraus resultierende Trophäenhege nach menschlichen Vorstellungen. Dies alles führte zu einer Produktion von Wildtieren und hatte mit aneignender Nutzung des Wildes nicht mehr viel gemeinsam. Für die Träger der bürgerlichen Jagdkultur war das Weidwerk zu einem sportlichen Wettbewerb geworden, nur der österreichische Hochadel, allen voran Kaiser Franz Joseph I., lehnte diese Neuerungen ab. Aber der deutsche Kaiser Wilhelm II. war davon begeistert und interessierte auch seine deutschen Adeligen dafür.

Durch den Ersten Weltkrieg waren weitere Arbeitsplätze von Berufsjägern sowie weitere Bereiche unserer Jagdkultur verloren gegangen, dafür wurden neue Formeln für die Bewertung von Trophäen geschaffen. Erst in den Zwanziger-Jahren des 20. Jahrhunderts, nachdem die Wunden des Ersten Weltkrieges langsam vernarbten, regte sich wieder Interesse an der Kunst der Falknerei, denn es gab noch einige Jäger, die das traditionelle Weidwerk und die Jagdkultur mehr schätzten, als diesen neuen sportlichen Wettbewerb. In diesem Zusammenhang muss man Namen wie Dr. Friedrich Jungklaus, Dr. Fritz Engelmann, Renz Waller und Graf Friedrich von Mensdorff-Pouilly nennen. Im Jahr 1923 wurde der Deutsche Falkenorden zur Förderung der Beizjagd gegründet.

Nun gab es Fortschritte in der Technik, in der Medizin, in den Techniken der Landwirtschaft und dergleichen, diesen Teil der menschlichen Kultur können wir mit dem Begriff Zivilisation zusammenfassen. Das war auch der Beginn eines Machbarkeitswahns, der die Wirtschaftswissenschaften und die Politik nun beflügelte. Man meinte, dass man mit einem ständigen Wirtschaftswachstum alle Probleme in den Griff bekäme, Fehlentwicklungen könnte man mit neuen Techniken leicht ausgleichen. Dagegen wurde das, was wir mit dem Begriff geistige Kultur zusammenfassen können, weiterhin vernachlässigt. Und diese Fehlentwicklung hält noch heute an. Totalitäre Regime sind Feinde der geistigen Kultur, in solchen Zwangssystemen muss alles einfach und leicht kontrollierbar sein. Im Dritten Reich gab es zwar einige epochemachende Neuerungen wie z.B. das Reichsjagdgesetz oder das Naturschutzrecht mit zahlreichen positiven Regelungen, doch wurden damit auch viele negative Entwicklungen eingeleitet. Die nun vorgeschriebene jagdliche Hege beruhte weiterhin auf den Erkenntnissen der Landwirtschaft aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, daher setzte man immer noch auf Wild-fütterung, Ansiedlung von Wildtieren, Blutauffrischung, Trophäenhege mit Wahlabschuss, Erfolgskontrolle mit Trophäenbewertungen und Abschussregelungen, Bekämpfung des Raub-wildes, jedoch war die Ausrottung von Wildarten verboten.

Reiherberingung

Das jagdliche Brauchtum und die ganze Jagdkultur hat man im Dritten Reich vereinfacht und vereinheitlicht, nichtgermanische Elemente wie das Große Jagdhorn oder die Parforcejagd wurden verboten. Die christliche Religion war zwar unerwünscht, doch konnte man diese nicht leicht abschaffen. Aber von den Schutzpatronen der Jagd ließ man nur den Heiligen Hu-bertus „überleben", weil dieser von den Merowingern abstammte und damit germanischen Ursprungs war. Alle anderen Jagdheiligen lehnte man ab und belegte sie mit Vergessenheit, weil sie als Römer, Griechen, Slawen, Italiener u.dgl. von „unedler Herkunft" waren. Der Heilige Bavon, der Schutzpatron der europäischen Falkner, war zwar auch ein Germane, aber den kannten die Vordenker dieses Regimes nicht. Heute kennen die Jäger daher nur mehr den Heiligen Hubertus. Es gab zahlreiche jagdliche Veranstaltungen, Versammlungen, Aus-stellungen, Weiterbildungen, doch waren dies keine Angebote an die Jägerschaft, sondern Verpflichtungen, bei denen es keine Diskussionen oder Meinungsvielfalt gab. Die Devise war „Einfalt vor Vielfalt", daher wurden auch alle jagdlichen Vereine, Bläsergruppen, Jagdorden und dergleichen zugunsten einer einzigen straff organisierten deutschen Reichsjägerschaft verboten. Einzige Ausnahme war der Deutsche Falkenorden, weil der Reichsjägermeister Hermann Göring, der vom ganzen Weidwerk herzlich wenig verstand, ein besonderes Interesse an der Falknerei hatte. Damit erlebte die Beizjagd einen ungeahnten Aufschwung, der – trotz massiver Jagdgegnerschaft – bis heute anhält.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hatten die Beseitigung der Schäden und der Wiederaufbau Vorrang, aber um 1950 regten sich wieder kulturelle Veranstaltungen. Ich besuchte damals noch die Volksschule und wusste von Jagd und Falknerei noch wenig, doch begleitete ich meinen Onkel schon gerne auf den Ansitz oder auf Treibjagden. Mein Onkel erlegte seine Rehe mit einem Kleinkalibergewehr, denn in der russischen Zone (Niederösterreich) waren größere Kugelkaliber damals noch verboten. In diesem Jahr wurden zahlreiche jagdliche Vereinigungen, die man im Dritten Reich untersagt hatte, wieder belebt oder neu gegründet, darunter war auch der österreichische Falknerbund. 1960 legte ich die Jagdprüfung ab und wurde in den St. Hubertusorden von 1695, der nach dem Verbot im Dritten Reich 1950 restituiert wurde, aufge-

nommen. In diesem Jahr begann ich mit meinem Studium und konnte ab da auch an zahlreichen Niederwildjagden teilnehmen. Neben Hasen und Fasanen erlegten die Jagdgesellschaften damals auch viele Rebhühner, deren Dichte ein Weiser für die Lebensraumqualität war. Die Landwirte unter den Jägern hatten meist alte Flinten, die meisten davon waren noch Hahnflinten, aber besser situierte Jagdteilnehmer fielen schon durch ihr ständiges Interesse an Neuerungen der Waffentechnik auf. Manche von ihnen jagten mit Schrotautomaten, sie verbrauchten wesentlich mehr Patronen und waren bei den anderen Teilnehmern nicht sehr beliebt. Ein paar Jahre später sah ich auf diesen Jagden keine Hahnflinte mehr. Meinen ersten Rehbock, den ich mit einem alten Militärkarabiner Kaliber 8 x 57 IS ohne Optik erlegen wollte, habe ich gefehlt, weil ich das Korn zu grob nahm. 1961 konnte ich bei der Lainzer Jagdmusik Mitglied werden. Diese Bläsergruppe wurde um 1692 als Kaiserliche Jagdmusik gegründet und 1938 auch verboten, aber 1950 von Prof. Ernst Paul wiederbelebt.

Und 1962 hatte ich anlässlich eines Jagdhornkonzertes im Lainzer Tiergarten erstmals Kontakt mit Falknern. Ich kaufte dann das kurz davor neuaufgelegte Werk „Der wilde Falk ist mein Gesell" von Renz Waller und las es gleich zweimal hintereinander. Im Herbst wurde ich Mitglied des Falknerbundes und beschäftigte mich ab da intensiv mit der Beizjagd mit Habich-ten. Meine Beizvögel hatte ich am Falkenhof des Falknerbundes in Aspern untergebracht, dort hatten wir auch ein Feldrevier zur Verfügung, wo die Vereinsmitglieder ihre Vögel trainieren konnten. In der Nähe befand sich damals noch der Flugplatz Aspern, wo wir gerne mit unseren Habichten hin gingen. Da gab es viele Menschen, Bewegung und Lärm, nach mehrmaligem Abspringen blieben die Vögel bald ruhig auf der Faust stehen und wurden so rasch locke. In späteren Jahren hat man dort ein Motorenwerk errichtet. Die Mitglieder des Falknerbundes waren damals sehr unterschiedlich, das reichte von vornehmen Akademikern über Handwerker bis zu sehr einfachen Arbeitern. Ich werde hier keine Namen nennen, aber die meisten hatten nur wenige Kenntnisse und kaum Praxis mit der Falknerei, dennoch erzählten sie mir sehr viel von ihrer Beizjagd. Am Gefiederzustand konnte man leicht ablesen, dass viele Falkner ihre Beizvögel schlecht untergebracht hatten. Leider gab es im Verein noch keine Richtlinien, es wurde auch nichts kontrolliert. Nachdem ich das Buch von Waller gelesen hatte, wusste ich von der Materie mehr, als viele andere Vereinsmitglieder. Aber da waren auch einige wenige Praktiker, von denen ich viel lernen konnte. An erster Stelle möchte ich den legendären Falkenmeister Hannes Schmiedler nennen, den ich zu manchen Zeiten fast täglich am Falkenhof in Aspern traf oder in seiner Wohnung besuchte.

Ich war von Anfang an von der Jagd mit Habichten, Falken und Adlern fasziniert, denn dabei kommt es auf den Falkner an, auf sein Einfühlungsvermögen, seine Beobachtungsgabe, sein Verständnis für den Beizvogel. Als ich später das Falkenbuch von Kaiser Friedrich II. las, verstand ich auch dessen Faszination. Es gab da seit langer Zeit – abgesehen von der Waage zur Kontrolle der Kondition – praktisch keine Neuerungen, denn man konnte keine Habichte mit größerem Kaliber oder auch keine Hochrasanzfalken züchten. Mit viel Mühe nähte ich mir meine ersten Falknerhandschuhe, fertigte selbst Federspiele, Hasenbälge an und war ständig auf der Suche nach Spitzen-Ledersorten, aus denen ich eigenhändig Geschühe schnitt. Ich habe auch ein paar Falknertaschen selbst produziert, für die mir mein Vater die Metallteile anfertigte. Nur Drahlen und Bellen musste ich beim Falkenzeugmeister Dorsch kaufen. Falknerische Ausrüstungen sahen schon lange Zeit ähnlich aus, da gab es keine bedeutenden Änderungen. Bei der „normalen" Jagd mit Waffen und Fallen wurden dagegen ständig Neuerungen angeboten, mehrläufige Kombinationswaffen, rasantere Kaliber, neuartige Geschoße, auch Halbautomaten, dazu immer leistungsfähigere Optik und dergleichen mehr, mit denen die Jäger ihre zunehmend schlechtere Ausbildung, ihre mangelhafte Praxis und ihre Ungeduld, aber auch die Verschlechterung der Wildlebensräume kompensieren konnten. Erfolgreiche Wirtschaftstreibende wurden oft erst mit 50 Jahren zu Jungjägern und wollten gleich im ersten Jahr mit kapitalen

Tropfenhabicht

Trophäen angeben. Bei der Falknerei hatten solche Helden keine Chancen, da musste man mit viel Einfühlungsvermögen hart arbeiten und lernen, um zu einem Erfolg zu kommen. Die Jagdkultur hatte schon im Dritten Reich einen Tiefstand erreicht, das besserte sich auch nach dem Kriegsende nicht, weil die Jäger damit keine Erfahrungen mehr hatten. Doch bei der Falknerei wurde die Jagdkultur in den Sechziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts noch hochgehalten. Zu dieser Zeit hatten die Jagd und insbesondere die Falknerei noch ein sehr gutes Image. Politiker konnten in Interviews noch zugeben, dass sie Jäger waren, das wurde von der Bevölkerung im Allgemeinen positiv gesehen. Wenn man mit dem Habicht oder dem Falken auf der Straße ging, wurde man oft freundlich angesprochen und befragt, auch wenn manche Menschen den Beizvogel für einen Papagei hielten. Und auch die „normalen" Jäger hatten an der Falknerei großes Interesse, es war da relativ leicht zu einer Beizjagd eingeladen zu werden. Die Niederwildbestände waren in vielen Revieren noch sehr hoch, sodass man an einem Jagdtag ausreichend Gelegenheiten für Jagdflüge hatte.

Ich habe zehn Jahre lang erfolgreich mit Habichten gejagt, auch einen Uhu habe ich gearbeitet und frei geflogen, konnte mit ihm aber keinen Beizerfolg erzielen. 1972 musste ich endlich meinen Grundwehrdienst beim Bundesheer ableisten und danach konnte ich durch meine Beschäftigung bei einer Behörde und später an einer Universität zwar noch jagen gehen, aber nicht mehr genügend Zeit für die Beizjagd aufbringen. Als Jagdwissenschaftler habe ich natürlich die Entwicklung der Jagd und insbesondere der Falknerei weiterhin mit Interesse verfolgt. Die mitteleuropäischen Jäger hatten früher immer gerne betont, dass die Jagd bei uns – etwa im Gegensatz zu England - jedenfalls kein Sport sei. Heute hört man das weniger oft und in der Praxis sieht das auch ganz anders aus. Denn bei Gesellschaftsjagden küren wir den zum Jagdkönig, der die meisten Hasen, Fasane oder auch Schalenwild-Stücke erlegen konnte, und dazu gibt es noch Regeln zur Entscheidung, für wen das Stück zählt, wenn es von mehreren Jägern beschossen wurde. Wir messen unsere Schiesskünste beim Scheiben-, Trap- und Skeetschießen und ermitteln auch, welche Jagdhornbläsergruppe den ersten Rang erreichte, doch bei Gesellschaftsjagden sucht man Bläser oft vergeblich. Und wir vermessen und bewerten unsere Trophäen nach Formeln, die weder über die Qualität des Jägers noch über die genetische Fitness des erlegten Stückes etwas aussagen können. Wir haben uns beim Weidwerk schon weit von einer aneignenden Nutzung freilebender Wildtiere entfernt. Wie ich eingangs schon bemerkte, gab es in früheren Zeiten keine technischen Veränderungen, so fern dazu keine Notwendigkeit bestand. Heute hat die technische Aufrüstung eine Eigendynamik erreicht, die ständig neue und „bessere" Geräte auf den Markt bringt, die wir eigentlich nicht brauchen. Es ist fast wie in der Computerbranche, die uns ständig zwingt in kurzen Zeitabständen die Ausrüstung zu ergänzen und zu erneuern. Die Schusswaffen werden immer leistungsfähiger und Schalldämpfer verringern den Schussknall, auch die Munition wird ständig verbessert, die jagdliche Optik wird mit Entfernungs- und Neigungsmessern ergänzt und ein Computer berechnet die Kompensation der Geschoßbahn. Nachtsichtgeräte mit Infrrottechnik und Restlichtverstärkung ermöglichen Beobachtung und Beschießung des Wildes bei Nacht, sodass der Jagddruck weiter gesteigert wird, und Wildkameras liefern dem Jäger Bilder des Wildes per Funk in das Wohnzimmer. Aber die Jagdkultur, die früher auch nichtja-genden Menschen ermöglichte, unsere Freuden am Weidwerk zu verstehen und ein wenig daran teilzunehmen, wurde auf ein Minimum reduziert.

Bei der Falknerei sieht die Entwicklung ähnlich aus. Die Bemühungen, die zur Aufnahme der Falknerei in das immaterielle Weltkulturerbe der UNESCO führten, waren ein Schritt in die notwendige Richtung. Doch die meisten aktiven Beizjäger handeln nicht mehr nach diesen Vorgaben. Von einer ursprünglichen und kultivierten Jagdmethode, von einem traditionsreichen Handwerk haben wir uns weit entfernt. Unsere Beizvögel können wir zwar vielfach schon züchten und brauchen sie nicht mehr der Natur zu entnehmen. Aber wir können sie nicht verändern, nicht modernisieren, wir können sie nicht rasanter und ausdauernder machen. Die Falknerei wird heute dennoch von vielen als ein sportliches Hobby gesehen, ein Wettbewerb, bei dem man nun auch moderne Technik wie Drachen, Drohnen und dergleichen einsetzt. Seit den Achtziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts gibt es eine zunehmende Kritik an der Jagd, an der Falknerei durch Tierschützer, Naturschützer und Jagdgegner, die zu ständig neuen Einschränkungen führte. Die Ursachen dieser Ablehnung sind zweifellos bei uns Jägern, bei unserem geänderten Verhalten, bei unserer heutigen Einstellung zum Weidwerk zu suchen, und das gilt auch für die Falknerei. Die Abschaffung der Jagd ist aus verfassungsrechtlichen Gründen wohl kaum möglich, aber die jagdrechtlichen, waffenrechtlichen und tierschutzrechtlichen Vorschriften werden ständig ausgeweitet und verschärft, sodass den Jägern und Falknern nicht mehr viel Spielraum bleibt. Bei der Beizjagd kommt noch der erschreckende Rückgang der Niederwildbestände dazu, der die Möglichkeiten der Falknerei auf ein Minimum reduziert.

Für die Zukunft des Falknerbundes bleibt nur zu hoffen, dass er Vereinsfunktionäre findet, die ihre Mitglieder motivieren, sich auf ihr Kulturerbe zu besinnen und die Beizjagd in traditioneller Weise weiter fortzusetzen. Die Anforderungen an eine Falknerorganisation haben sich in den letzten siebzig Jahren wesentlich verändert. Heute braucht der Verein eine starke Führung, die mit wachem Auge die politischen Strömungen beobachtet und rechtzeitig reagiert. Dazu ist es aber notwendig, dass die Mitglieder von einem oberflächlichen Sport abgehalten und wie-der in die Richtung einer traditionellen Kunst mit Vögeln zu jagen geführt werden. Wenn dies nicht gelingt, müssen wir damit rechnen, dass die Anerkennung der Falknerei als immaterielles Kulturerbe zurück genommen wird, dass die Haltung von Wildtieren weiter eingeschränkt oder untersagt wird und diese traditionelle Jagdmethode nur mehr in der Erinnerung oder im Museum überlebt.